

LEITARTIKEL

Ein Lichtblick, keine Lösung

Es bleibt eine Zitterpartie, ob die Waffenruhe in Nahost hält und ob auch viele Geiseln freikommen

Es gibt eine Waffenruhe zwischen Israel und Gaza. Und wenn der Plan funktioniert, dann kommen aus der Region in den kommenden Tagen ausnahmsweise mal Bilder der Freude – weil Geiseln freikommen, weil zumindest einige Kinder nicht mehr für brutale Machtkämpfe missbraucht werden und zumindest auch einige Erwachsene.

Es wäre ein Fortschritt, ein existenzieller sogar für viele Freigekommenen, deren Angehörige und Freunde. Es stimmt hoffnungsfroh, dass arabische Staaten sich um Ausgleich bemühten und sich nicht auf eine Seite schlugen. Von einer Lösung dieses verheerenden Konflikts lässt sich freilich noch nicht sprechen: Es bleibt eine Zitterpartie, wie lange die Waffenruhe hält. Es bleibt die Anspannung, die Unbarmherzigkeit des Wartens auf die nächste Geiselngruppe. Es bleibt das Risiko,

Die Geiseln entkommen dem physischen Grauen, aber manche werden vergebens nach ihrer Familie suchen

dass die Gewalt übergreift auf die gesamte Region, weil manche Player im Chaos mehr Chance sehen als Risiko.

Und für viele Betroffene wird das Leid nicht zu Ende sein. Es gilt, Traumata zu verarbeiten. Die freigelassenen Geiseln entkommen dem physischen Grauen, aber manche werden vergebens nach Vätern, Müttern, Großeltern, Geschwistern suchen. Wohl die meisten werden sich das so existenzielle Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit mühsam wieder aufbauen müssen.

In Gaza werden sich bei ausbleibenden Angriffen Menschen vortasten, um zu sehen, wer geblieben ist von ihren Familien, was geblieben ist von ihrem Leben. Es wird ein wenig leichter werden für sie, wenn mehr Wasser, Lebensmittel und Treibstoff geliefert werden können. Aber auch hier geht es um Tod, Verlust und Trauer.

DANIELA VATES
ksta-politik@
kstamedien.de

Es darf nicht vergessen werden: Ausgelöst hat die aktuellen Angriffe die Hamas mit dem Massaker vom 7. Oktober. Hohe Opferzahlen in Gaza gibt es vor allem deshalb, weil die Hamas zynisch genug ist, sich zwischen Zivilisten zu verschanzen, und so auch die zu Geiseln macht, in deren Namen sie zu kämpfen vorgibt.

Die Opfer bringt die Schuldfrage nicht weiter. Zivilisten sind in Kriegen immer die, die das Nachsehen haben. Sie profitieren allein davon, wenn nicht mehr geschossen wird, wenn keine Raketen mehr fliegen. Wenn keine Häuser zerstört, Menschen verschüttet werden. Wenn der Spurt in Schutzräume nicht mehr zum Alltag gehört, wenn Busfahrten und Einkäufe nicht mehr von Angst und Misstrauen begleitet sind.

Es steht zu befürchten, dass nach der Zwischenruhe erneut eine Phase des Leids folgt. Israel hat angekündigt, dass seine Attacken noch mindestens zwei Monate dauern werden. Der Impuls Israels ist nachvollziehbar: Das Land will Stärke zeigen, um sich nicht als leichte Beute zu präsentieren. Es will die Terrororganisation Hamas zumindest so weit schwächen, dass dieser die Kraft und vor allem die Ressourcen ausgehen für ihr Ziel, ein Land auszulöschen, dessen Religion ihr nicht passt.

Gleichzeitig aber gilt es zu bedenken: Tunnel lassen sich zerstören, Radikalisierung aber lebt auch von Angst und Aussichtslosigkeit.

Es bringt eine nachhaltige Lösung nicht näher, wenn rechtsextreme Regierungmitglieder in Israel von der Vertreibung von Palästinensern fantasieren, wenn radikale Siedler im Westjordanland gestützt statt zurückgepfiffen werden. Und Premierminister Benjamin Netanjahu geht es hoffentlich um mehr als darum, Fehleinschätzungen vergessen zu machen.

Waffenruhe und Geiselfreilassung sind wichtige, richtige Schritte. In den berührenden Schicksalen steckt zumindest ein Schmerz hoffentlich ein Stück vom Glück. Die Akteure in Israel und der arabischen Welt sollten sich ermutigt fühlen, darauf aufzubauen, damit aus den Stücken ein Ganzes wird.

KOMMENTAR

Luft für Limbach wird dünner

Justizminister wird zum Problemfall für Schwarz-Grün

Als Benjamin Limbach im Sommer als neuer Justizminister vorgestellt wurde, wurde das von den Grünen als Scoop gefeiert. Der Sohn der früheren Chefin des Bundesverfassungsgerichts, Jutta Limbach, war Präsident der renommierten Hochschule für öffentliche Verwaltung. 2018 hatte er die SPD verlassen und war den Grünen beigetreten. Ein Glücksgriff, hieß es bei der Ökopartei, und auch bei der CDU hielt man große Stücke auf den Top-

GERHARD VOOGT
ksta-politik@
kstamedien.de

stoßen. Kritiker warfen dem Minister vor, durch neue Strukturen die Cum-Ex-Ermittlungen zu schwächen. Jetzt steht der Vorwurf im Raum, Limbach habe bei der Besetzung des Chefpostens beim Oberverwaltungsgericht eine alte Bekannte ins Amt hieven wollen und den Rechtsausschuss belogen. Die Opposition fordert NRW-Ministerpräsident Hendrik Wüst (CDU) auf, Limbach zu entlassen. Ein Justizminister, der bei Personalentscheidungen mauschele und es mit der Wahrheit nicht so genau nehme, sei nicht tragbar.

Schwarz-Grün in NRW rühmt sich, der Gegenentwurf der Ampel-Koalition in Berlin zu sein und geräuschlos zu regieren. Eine Ministerentlassung wäre ein hässlicher Fleck auf Wüsts weißer Weste. Noch werden die Vorgänge offenbar als zu geringfügig eingestuft, um das Vertrauen der Bürger in die Koalition insgesamt zu belasten. Aber die Luft für Limbach wird dünner. Sollte sich herausstellen, dass Limbach seine Favoritin für den Gerichts-Job doch näher kannte als bislang von ihm behauptet, ließe sich die Krise wohl kaum länger aussitzen.

Die Entlassung eines Ministers wäre ein hässlicher Fleck auf Wüsts weißer Weste

Juristen. Wohl kaum jemand hatte vermutet, dass ausgerechnet Limbach Schwarz-Grün in die erste schwere Krise reißen würde. Der Hoffnungsträger ist zum Problemfall geworden.

Schon Limbachs Pläne für den Umbau der Kölner Staatsanwaltschaft waren auf Unverständnis ge-

DEUTSCHE ZUSTÄNDE

Gefühl einer großen Aufgehobenheit

„Wetten, dass..?“ versinnbildlichte das Selbstverständnis Deutschlands

Herr Grünewald, Thomas Gottschalk moderiert am Samstag zum allerletzten letzten Mal „Wetten, dass..?“ Löscht er damit auch das letzte Lagerfeuer im deutschen Fernsehen?

Auf jeden Fall das größte. Mit „Wetten, dass..?“ verband sich über Jahrzehnte die Sehnsucht nach Vergemeinschaftung. Die Erinnerungen der Menschen an die Show kreisen immer um das Gefühl einer großen Aufgehobenheit. Die Eurovisionshymne zu Beginn war für die Nation die Melodie der Einheit. Einen vergleichbaren Effekt haben wir sonst nur noch, wenn die Fußball-Nationalelf irgendwann wieder in die Endrunde großer Turniere kommen sollte.

STEPHAN GRÜNEWALD
ist Geschäftsführer des Kölner „rheingold“-Instituts. In dieser Reihe spricht er aus psychologischer Sicht über gesellschaftlich relevante Themen

Sie sagen „Einheit“ und „Nation“. Meinen Sie das im weiteren Sinne auch politisch?

Ja, die „Wetten, dass..?“-Gemeinschaft überspannte ideologische Grenzen, Bildungs- und Klassenunterschiede. 1992 hat man versucht, das einheitsstiftende Moment durch einen Moderator aus dem Osten, Wolfgang Lippert, sichtbar zu machen. Aber das hat aus verschiedenen Gründen nicht funktioniert. Das große „Wetten, dass..?“-Symbol war die gespiegelte Couch.

Wie, gespiegelt?

Es gab die Couch zweimal: Auf dem Bildschirm mit den großen und den kleinen Stars, und davor im Wohnzimmer auf der Couch saßen die Familien Klein und Groß, Jung und Alt. Neben Hollywood-Stars als Wettpaten saßen die Wettkandidatinnen und -kandidaten: Menschen wie du und ich, die aus ihrem grauen Alltag erlöst und über ihre Normalität hinausgehoben wurden. Und auch das Wettpublikum zu Hause hatte seinen Anteil an dieser Spiegelung. Die Kinder, die sonst früh ins Bett mussten, durften mit den großen Geschwistern und den Eltern auf bleiben. Das hatte auch mit dem Sendeplatz zu tun: Samstagabend, Primetime. Die Arbeitswoche war vorüber, das Samstags-Kleinlein mit Großeinkauf und Autowäsche erledigt – und dann war da Platz für etwas Großes, Glanzvolles. „Wetten, dass..?“ mit seinen großen Hallen, der opulenten Deko, dem enthusiastischen Saalpublikum ließ ein Gala-Gefühl aufkommen.

Welchen Anteil hatte nun Gottschalk daran?

Mit ihm stand und fiel „Wetten, dass..?“. Jungenhaft, jovial, kumpelhaft, verstand er es, die prominenten Gäste zu erden. Er holte die Stars vom Himmel. Und zugleich hob er die Wettkandidaten empor, die wiederum stellvertretend für die Sehnsucht der Zuschauer nach Aufstieg standen.

Als Kleiner einmal ganz groß rauskommen.

Es gibt in Grimms Märchen eine Entsprechung dafür: das tapfere Schneiderlein. Dieser so unkonventionelle Held schafft es, mit seinen letztlich banalen Fertigkeiten und mit Gewitztheit zu Ruhm, Glanz und Ehren zu gelangen und am Ende gar König zu werden. Den Wettkandidaten bei „Wetten, dass..?“ winkte immerhin die Krönung zum Wettkönig, wenn sie es mit den scheinbar unbezwingbaren Großen aufnahmen. Deswegen waren gerade die Bagger-Wetten so beliebt: Da konnten die Kandidaten zeigen, wie man Riesen bezwingt. Wie das tapfere Schneiderlein eben.

Und das galt dann auch für die Kinderwette?

Die war die Zuspitzung dieser Sehnsucht, es mit den Großen aufnehmen zu können – und zwar nicht mit Hochkultur, mit schierer Kraft oder Athletik, sondern mit dem gewitzten Dreh. Letztlich stand das sinnbildlich für das Selbstverständnis Deutschlands.

Im Ernst?

Ja, sicher. Wir Deutsche sehen uns doch als Nation der Tüftler und des Tüvis. Mit den Wetten, die für „Wetten, dass..?“ ausgetüfelt wurden, konnten wir unseren Er-

findungsreichtum beweisen – und war die Wette gewonnen, hatte sie ihre Tüv-Tauglichkeit bewiesen, bekam gleichsam die TV-Prüfplakette.

Hätte man dann nach dem schweren Unfall des Kandidaten Samuel Koch 2010 nicht konsequenterweise aufhören müssen?

Das war auf jeden Fall die entscheidende Zäsur. „Wetten, dass..?“ hatte damit seine Unschuld verloren. Weder das Fernsehformat noch die Fern-

sehnation haben danach wieder zur alten Unschwertheit zurückgefunden. Zumal jetzt auch klar war: Nichts durfte mehr dem Zufall überlassen werden, alles musste doppelt und dreifach gesichert sein. Das ging auf Kosten jenes Überraschungsmoments, das auch zum Erfolgsrezept von „Wetten, dass..?“ gehörte.

Inwiefern?

Man kann sagen, dass „Wetten, dass..?“ immer wieder zur Neunormierung gesellschaftlicher Standards geführt hat. Welche Mode ist angesagt? Welche Musik ist en vogue? Was darf man sich als Showmaster herausnehmen?

Sie meinen Gottschalks Anzüglichkeiten?

Seine Sprüche, sein Umgang besonders mit den weiblichen Promis. Wenn man sich alte Sendungen noch einmal anschaut, da waren Zoten und Übergriffigkeiten dabei, die heute schier unvorstellbar sind. So was wie der Kuss wider Willen, für den der spanische Fußballfunktionär Luis Rubiales nach dem WM-Sieg der spanischen Frauen-Nationalelf zurücktreten musste, fand in Deutschland bei „Wetten, dass..?“ in jeder Sen-

Gottschalk holte die Stars vom Himmel. Und zugleich hob er die Wettkandidaten empor

dung statt. Aber einem wie Gottschalk wurde das lange verziehen. Genau wie seine Übertretung des ehrensten aller Gesetze: des TV-Programms, wie es in der „Prisma“ oder der „Hörzu“ ausgedruckt war. Am Ende jeder Ausgabe von „Wetten, dass..?“ stand doch die Frage: Wie lange hat Gottschalk diesmal überzogen?

Warum hatte Gottschalk diese Freiheiten?

Weil er – sorry für das verbotene Spiel mit Namen – zugleich Gott und Schalk war. Er vereinigte diese beiden Seiten: das Erhabene, Große und das menschlich, allzu Menschliche.

Die Sehnsüchte, von denen Sie sprachen, sind nicht verschwunden. Warum funktionierte „Wetten, dass..?“ trotzdem zusehends nicht mehr?

Weil das lineare Fernsehen ein Auslaufmodell ist. Die Leute sind in ihren parzellierten Streaming-Welten unterwegs und konfigurieren ihr Programm über Netflix und die sozialen Medien. Das Einheitsmoment, das zum Wesen von „Wetten, dass..?“ gehörte, lässt sich somit nicht mehr herstellen. Das ist das eine. Das andere hat mit Gottschalk zu tun. In den letzten Jahren wurde an ihm deutlich: Wie alle Großen, wird auch der göttliche Schalk, der schalkhafte Gott unwiderruflich klein. Mit Michelle Hunziker an seiner Seite, einer Kombination aus Krankenschwester und Gouvernante, war das ja zeitweilig mehr betreutes Moderieren. Bezeichnend, dass Gottschalk in seiner letzten Sendung ohne sie auf die Bühne geht. Er will es noch mal wissen und zeigen, dass er es auch alleine kann.

Das Gespräch führte Joachim Frank

KOMMENTAR

Bitte mehr Selbstkritik!

Grüne müssen die Gründe für ihren Absturz analysieren

EVA QUADBECK

Vier Tage versammeln sich die Grünen in Karlsruhe zur Neuaufstellung, zur Selbstvergewisserung und zur Selbstbespiegelung. Die Partei hat in den vergangenen zwei Jahren viel einstecken müssen – im Image abgestürzt von gesellschaftlicher Avantgarde zu einer Partei, die zum politischen Punchingball geworden ist. Teilweise herrscht sogar eine erschreckende verbale und physische Aggression gegen die Grünen. Noch nie waren die Sicherheitsvorkehrungen bei einem Grünen-Parteitag so weitreichend wie in Karlsruhe.

Dass die Grünen trotz des harten Gegenwinds auf Kurs bleiben, dass ihre Führungsmannschaft voller Leidenschaft und Kampfgeist auftritt, zeigt Stärke, Stabilität und inneren Zusammenhalt dieser Partei. Diese Reaktion ist aber auch Teil des Problems der Grünen. Von Selbstkritik und einer ehrlichen Bilanz dieser zwei turbulenten Regierungsjahre ist in Karlsruhe kaum etwas zu vernehmen. Auch das Verfassungsgesichtsurteil aus Karlsruhe ist leider kein Anlass, die eigentlich fällige Grundsatzdebatte zum Umgang mit Staatsfinanzen zu führen.

Zur Begründung dafür, dass die Grünen unter Druck stehen in der

Warum haben es die Gegner so leicht, die Menschen gegen die Grünen aufzubringen?

Gesellschaft, in der Bundesregierung und in den Bundesländern fällt immer wieder der Name von CDU-Chef Friedrich Merz – Rede für Rede. Merz macht den Grünen das Leben schwer, freilich. Man könnte sagen, das gehört zur Jobbeschreibung eines Oppositionsführers. Merz ist aber nicht das eigentliche Problem der Grünen – er formuliert es nur sehr polemisch.

Die Grünen müssen schon etwas tiefer bohren für eine Analyse, wenn sie wissen wollen, warum es ihre Gegner so leicht haben, weite Teile der Bevölkerung gegen sie aufzubringen, warum sich Mitte- und Wechselwähler wieder abgewendet haben oder auch warum der Murks um das Heizungsgesetz so lange nachhallt. Die Analyse würde sich lohnen.

KÖLNER
STADT-ANZEIGER
MEDIEN
Ein DuMont Unternehmen

KÖLNER STADT-ANZEIGER
Herausgeber: Prof. Alfred Neven DuMont f., Christian DuMont Schütte, Isabella Neven DuMont.
Chefredakteur: Christian Hümmler (komm.).
Stellvertreter: Dr. Sarah Brasack, Martin Dowlidelt.
Leitender Redakteur: Wolfgang Wagner (Politik).
Chefkorrespondent: Joachim Frank.
Region: Michael Greuel, Veit Ellerbrock (Head of Digital).
Landeskorespondent: Gerhard Voigt (Leitender Redakteur).
Köln: Tim Attenberger; **Newsteam:** Kendra Stenzel; **NRW/Story:** Hendrik Geisler, Maria Dohmen; **Wirtschaft:** Thorsten Breitkopf; **Sport:** Christian Lör; **Kultur:** Anne Burgmer; **Magazin:** Eva Fiedler, Jenny Meynsner; **Chefreporter:** Peter Berger, Claudia Lechner, Dietrich Schmalenberger; **Art Director:** Nikolas Janitzki; **Produktion:** Florian Summerer.
Alle verantwortlich und wohnhaft in Köln.
Hauptstadtbüro: Eva Quadbeck (Ltg.); RND Berlin GmbH. GF: Marco Fenske.
Auslandsvertretungen: Paris: Birgit Holzer; London: Susanne Ebner; Washington: Karl Doemens; Madrid: Martin Dahms; Athen: Gerd Höhler; Rio de Janeiro: Tobias Käufer.
Nachrichtengagenturen: dpa, afp, sid, kna
E-Mail Redaktion: ksta-redaktion@kstamedien.de
Fax Redaktion: 0221 / 224 2524.
Verlag: M. DuMont Schauberg – Expedition der Kölnischen Zeitung GmbH & Co. KG – ein Unternehmen der Kölner Stadt-Anzeiger Medien, Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln. Postbank Köln, IBAN: DE90 3701 0050 0000 2505 05.
Geschäftsführung: Christian Hümmler.
Das Bezugsgeld enthält 7 % Mehrwertsteuer. Freitags mit Prisma, TV-Magazin zur Zeitung.
Gültig: Anzeigenpreisliste Nr. 25 vom 01. Januar 2023 und unsere Allgemeinen und Zusätzlichen Geschäftsbedingungen. Erfüllungsort und Gerichtsstand, soweit gesetzlich zulässig, ist Köln. Für unverlangt eingesandte Manuskripte keine Gewähr.
Druck: Mittelrhein-Verlag GmbH, Mittelrheinstr. 2-4, 56072 Koblenz
Für die Herstellung des Kölner Stadt-Anzeiger wird Recycling-Papier verwendet.
Abonnenten-Service
Tel. 0221 / 92586420, Fax 0221 / 224-23 32
E-Mail: abo-kundenservice@tageszeitung.koeln
Anzeigen-Service
Verantwortlich: Dr. Simon Geisler, Oliver Siegart.
Tel. 0221 / 92586410, Fax 02 21 / 224-24 91
E-Mail: anzeigen@tageszeitung.koeln
Diese Zeitung wird unter Verwendung von Google-Fonts hergestellt
Kölner Stadt-Anzeiger online: www.ksta.de